

«Freundschaft hat keine Hautfarbe»

Gegen Rassismus im Alltag greift das Strafrecht zu kurz – aber es schärft den Blick für nötige Anstrengungen

Drei Jugendliche mit ausländischen Wurzeln erzählen von Vorurteilen im Alltag und ihrer Freundschaft zwischen den Kulturen. Und sie nehmen an einem Plakatwettbewerb teil, mit dem Integration gefördert und Rassismus zum Thema gemacht werden soll.

CORINNE LEUENBERGER

«Schweizer sind von Natur aus dümmlicher als Amerikaner – und sie stinken.» Wer solches öffentlich äussert, macht sich in der Schweiz unter Umständen strafbar: Die Artikel 261^{bis} des Schweizerischen Strafgesetzbuches und Artikel 171c des Militärstrafgesetzes stellen Handlungen unter Strafe, die Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe oder ihrer Herkunft herabwürdigen.

«Das Strafrecht reicht nicht; es kann eine Gesellschaft nicht ordnen, sondern kriminalisiert Menschen», sagt Doris Angst, Leiterin des Sekretariats der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus (EKR). Die Wurzel des Rassismus stecke in der Angst vor dem Fremden, diese sei in der menschlichen Psyche verankert, erläutert sie: «In Zeiten von Unsicherheiten und Krisen sind es häufig die als fremd empfundenen, die für das Ungemach verantwortlich gemacht werden.»

Hohe Dunkelziffer vermutet

Deshalb findet Angst es nötig, Rassismus im Zivilgesetz zu regeln; ähnlich wie das die Europäische Union schon seit dem Jahr 2000 tut. Dort sind auch rassistische Handlungen im privatrechtlichen Bereich abgedeckt: Etwa Diskriminierungen, die am Arbeitsplatz, in der Schule oder bei der Wohnungssuche vorkommen, sind damit verboten. «Ein ziviles Gesetz fördert längerfristig das Umdenken in der Gesellschaft», sagt Doris Angst. Die heutige Strafnorm habe aber auch eine präventive Wirkung: «Rassismus



Verschiedene Hautfarben, eine Idee: Freundschaft – Anna, Larissa und Daria auf ihrer Wettbewerbsfoto.

ZVG

wird dadurch gesellschaftlich definiert und fassbar gemacht.»

Vorfälle wie jüngst im Art Café in Bern ziehen dank der Strafnorm weitere Kreise. Die Geschäftsleitung des Cafés hatte im März von sich reden gemacht, weil sie Gäste wegweis, die «nur» eine Aufenthaltbewilligung der Kategorie B besitzten.

Die Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus (GRA) und die Gesellschaft Minderheiten in der Schweiz (GMS) publizieren alljährlich eine Chronologie der rassistischen Vorfälle. 81 rassendiskriminierende und fremdenfeindliche Vorfälle wurden im Jahr 2008 durch Gerichte behandelt oder sind in Medien in Erscheinung getreten. Am häufigsten betreffen diese mündliche oder schriftliche Äusserungen. «Es ist schwierig festzustellen, ob Fremdenfeindlichkeit und Rassismus in der Gesellschaft zu- oder abnehmen», sagt Angst. In

Jugendwettbewerb

Gemischte Freundschaften, zwischen «schwarzen» und «weissen» Menschen, sollen als Beispiel für eine gegenseitige Integration dienen. Dies ist die Grundidee des vom Verein National Coalition Building Institute Schweiz (NCBI) getragenen überregionalen Wettbewerbs.

Unter dem Namen «Swiss-blacks – Neben wem sitzen Sie lieber im Zug?» konnten Jugendliche ihre Freundschaften mit einem Foto darstellen und dazu eine Botschaft in Form einer Frage, Äusserung oder Forderung verfassen.

Die zwanzig besten Vorschläge werden zu professionellen Plakaten aufgearbeitet und an öffentlichen Ausstellungen und

Aushängen gezeigt. Die Plakate werden ab 20. April 2009 auf der Internetseite publiziert und können gratis bestellt werden.

Die Aktion soll den anti-schwarzen Rassismus und die damit verbundenen Vorurteile thematisieren. Für das Frühjahr 2009 sucht Swissblacks noch Ausstellungsorte, etwa Jugendtreffs, Kirchen oder Gemeindehäuser, wo die Plakate gezeigt werden und Rahmenprogramme organisiert werden können. Die Hauptausstellung in Bern ist ab dem 29. Mai 2009 im Campus Muristalden geplant. (col)

[@] ANGABEN ZUM PROJEKT
www.swissblacks-jugendprojekt.ch oder www.ncbi.ch.

den Statistiken würden nur jene Fälle erfasst, die bei der zuständigen Untersuchungsbehörde angezeigt worden seien. Der ganze zivil-gesetzliche Bereich bleibe ausgeklammert; die Dunkelziffer sei wahrscheinlich hoch, meint sie.

«In erster Linie Prävention nötig»

«Um die Leute für Fremdenfeindlichkeit zu sensibilisieren, ist in erster Linie Prävention nötig», sagt die Leiterin der EKR. Dem stimmt die Schweizerin Anna zu. Die 18-Jährige hat einen Simbawer zum Vater; zusammen mit zwei gleichaltrigen Freundinnen macht sie beim interkulturellen Jugendwettbewerb von Swissblacks mit (siehe Kasten). Die drei sind sich einig: Es gibt Situationen, in denen es schwierig ist, den Grund für die Ablehnung zu bestimmen. Etwa in den öffentlichen Verkehrsmitteln seien solche Vorkommnisse häufig, erzählen Larissa und Anna: «Steht

im Bus jemand auf und sucht sich einen Platz am anderen Ende, wenn wir einsteigen, dann wissen wir nie, ob die Person das tut, weil wir jung sind oder weil wir nicht weiss sind.»

Grauzonen im Alltag

Auch bei der Lehrstellen- oder Arbeitssuche gibt es Grauzonen: Larissa ist Filipina. «Ich habe keine Probleme wegen meiner Herkunft – aber ich arbeite im Pflegebereich, dort sind die Leute an Filipinas gewöhnt», sagt sie. Oft sei Rassismus geschlechtsspezifisch, meint Anna: «Es kommt vor, dass ich als Prostituierte betitelt werde – auch wenn ich ganz normal angezogen bin.» Larissa stimmt dem zu. Ausländische Burschen gölten dafür als gewaltbereiter als Schweizer.

Es gebe aber auch Leute, die sich betont freundlich verhielten, erzählen die Mädchen. Diese Personen zeigten jeweils ein bestimmtes Lächeln, das etwa sagen wolle: «Wir sind so nett und integrieren dich!», das sei ziemlich nervig, sich die Jugendlichen einig. «Wenn ich mit Daria unterwegs bin, die schweizerisch aussieht, dann begegne ich weniger Vorurteilen, als wenn ich mit Anna unterwegs bin, die afrikanisch aussieht», meint Larissa. Es sei, als neutralisiere die Freundschaft mit der Schweizerin ihre Herkunft.

Plakate sollen aufrütteln

Den Wettbewerb fänden sie toll, sagen die drei. Das Bild hätten sie im Zug aufgenommen und mit dem Slogan versehen: «Do you see a difference? We don't, friendship has no skin colour.» («Sehen Sie einen Unterschied? Wir nicht, Freundschaft hat keine Hautfarbe.») Damit wollen die drei zeigen, dass sich Freundschaft keine Grenzen setzen lasse.

«Ich wünsche mir, dass sich die Menschen Gedanken machen und den Rassismus nicht einfach totschweigen», sagt Larissa: «Wenn es in Schulen ein Fach wie ‚Rassismuskunde‘ gäbe, dann wäre ich viel besser auf fremdenfeindliche Aggressionen vorbereitet gewesen, und ich hätte auch gelernt, solche Angriffe nicht persönlich zu nehmen.»

Weisse Schafe und schwarze Schweizer

Marie-Paule Bitumba wurde in der Schule wegen ihrer Hautfarbe verprügelt, Bernhard Hess wehrt sich gegen die «Rassismuskeule»

Rassismus wird oft individuell erlebt und subjektiv wahrgenommen. Eine Afro-Schweizerin und der Präsident der Schweizer Demokraten definieren Rassismus und sagen in separat geführten Gesprächen, wie damit umzugehen sei.

«BUND»: Wie definieren Sie Rassismus?

MARIE-PAULE BITUMBA: Rassismus ist, wenn Menschen aufgrund ihrer Herkunft diskriminiert werden. Kürzlich war ich in Basel unterwegs: Eine Gruppe Jugendlicher kam mir entgegen, sie riefen «White power!» und machten das Hitlerzeichen. Wäre meine Hautfarbe nicht dunkel, hätten mich diese Leute nie angesprochen. Rassismus ist, wenn jemand aufgrund seiner Existenz ausgegrenzt wird, noch bevor die Person die Gelegenheit hatte, überhaupt eine Meinung zu äussern.

BERNHARD HESS: Rassismus existiert nur als Begriff: Es ist ein Schimpfwort, das jegliche Kritik an der Ausländer- und Integrationspolitik verhindert. In der Schweiz wird dieses Schlagwort von Internationalisten missbräuchlich zur

Verunglimpfung und Niederhaltung des national-konservativen Lagers verwendet. Das nenne ich die Rassismuskeule. Ich denke national, das heisst, Menschen sind nicht beliebig austauschbare Teilchen, sondern Angehörige historischer Gemeinschaften, die Wert auf eine gewisse Kontinuität legen. Diese Auffassung ist nicht rassistisch; sie ist weltweit zu beobachten, was sie eigentlich zum Normalfall macht. Meiner Meinung nach funktioniert das Zusammenleben von Menschen verschiedener Nationalitäten in der Schweiz gut.

Ist der Rassismus ein Problem in der Schweiz?

MARIE-PAULE BITUMBA: Rassismus beginnt in den Köpfen. Heute fällt er mir vor allem in der Politik oder im gesellschaftlichen Diskurs auf: Das berühmte SVP-Plakat mit den Schafen hat mich getroffen. Die SVP ist nicht per se schlecht, aber diese Darstellung ist menschenverachtend: Das schwarze Schaf hat den gleichen biologischen Hintergrund wie die weissen Schafe. Es wird ausgegrenzt, weil es nicht der Norm entspricht – wer definiert eigentlich, was normal ist? Als Kind habe ich Rassismus direkter erlebt: Ich

wurde in der Schule verprügelt, weil ich schwarz bin; es fiel mir auf, dass die Leute im Bus weiter weg sitzen, oder ich spürte Ablehnung in den Blicken. Solche Vorkommnisse sind heute seltener; vielleicht fallen sie mir auch weniger auf. Es kommt aber vor, dass Freunde von mir unbewusst Bemerkungen machen, die mich treffen: Etwa, wenn jemand sagt: «I bi nid dis Negerli.» Ich glaube, dass unsere Gesellschaft heute stärker polarisiert ist als früher: Auf der einen Seite sind die Menschen offener und internationaler, auf der anderen Seite gibt es auch mehr Angst: Man fürchtet sich

davor, Sicherheiten zu verlieren, das kann sich in fremdenfeindlichem oder rassistischem Verhalten äussern.

BERNHARD HESS: Rassismus ist hierzulande kein Problem: Seit Jahrzehnten trichtert man den Schweizern ein, nur Fremde könnten Opfer von Rassismus sein. Das Schweizer Volk übersieht dadurch, dass es selbst diskriminiert wird: Im Namen der Multikulti-Utopie werden die Schweizer aufgefordert, auf ihre Eigenart zu verzichten und Fremde kritiklos aufzunehmen. Wer aufmuckt, bekommt die Rassismuskeule zu spüren. Die Opfer

sind die Schweizer. Dies äussert sich beispielsweise im Alltag: Wenn sich eine Schweizer Familie über ausländische Nachbarn beschwert, weil diese etwa die Waschküche nicht reinigten, heisst es sofort, die Schweizer seien Rassisten. Konflikte werden nicht wirklich gelöst, sondern unter dem Vorwurf des Rassismus zuungunsten der Schweizer entschieden.

Was ist gegen Rassismus zu tun?

MARIE-PAULE BITUMBA: Integration ist sicher ein wichtiger Faktor. Da stelle ich mir aber die Frage, wie weit muss ich gehen, um angenommen zu sein? Hier besteht die Gefahr, dass der Kreis immer enger wird: Je mehr ich mich angleiche und meine Herkunft unterdrücke, desto mehr gehöre ich dazu – und trotzdem habe ich zwei Kulturen in mir. Gerade ältere Leute reagieren teils sehr positiv, sobald sie merken, dass ich Berndeutsch spreche. Als ich im Spital gearbeitet habe, gab es einen Patienten, der Mitglied bei der Partei national orientierter Schweizer ist. Er war sehr offen und freundlich zu mir – nur weil ich Dialekt spreche. Gegenüber Ausländern, die dies nicht taten, blieb er abweisend. Ich glaube, dass die Werte in unserer Gesell-

schaft erneuert werden müssen. Rassismus ist immer auch eine Frage der Wertschätzung gegenüber Menschen.

BERNHARD HESS: Angesichts der Tatsache, dass Einwanderung zum Selbstzweck ausgeartet ist, muss man diesem Problem zuerst auf geistiger Ebene begegnen: Die Menschen sind keine abstrakten Teilchen, die man beliebig zusammenwürfeln kann, und Masseneinwanderung ist kein Allheilmittel. Rassismus sollte man deshalb mit begrenzter Einwanderung begegnen.

Was ist an der Strafnorm gegen die Rassendiskriminierung schlecht?

BERNHARD HESS: Die Strafnorm beschränkt die grundlegenden Freiheitsrechte: In der Bundesverfassung ist das Recht auf Gleichheit aller Bürger schon ohne dieses Gesetz verankert. Die Strafnorm kollidiert jedoch mit zentralen Grundrechten wie der Meinungsäusserungsfreiheit. Das Grundanliegen der Strafnorm – Schutz der Menschenwürde – ist für mich zwar unbestritten, doch wird dieses Gesetz häufig missbraucht, um Kritik an der Einwanderung und der multikulturellen Gesellschaft mundtot zu machen.

Interviews: Corinne Leuenberger

ZU DEN PERSONEN

Marie-Paule Bitumba (27) kam als Fünfjährige in die Schweiz und ist in der Umgebung von Bern aufgewachsen. Ihre Familie stammt aus Kongo, Kinshasa. Nach der Ausbildung zur Pflegefachfrau DN2 und einigen Jahren Berufsarbeit lebte sie ein Jahr in Eng-



land. Jetzt studiert sie am theologischen Seminar Bienenberg in Basel. Sie lebt in Bern und Basel.

Bernhard Hess (43) ist in Langnau i. E. aufgewachsen. Von 1999 bis 2007 sass er für die Schweizer Demokraten (SD) im Nationalrat. Heute amtiert er als SD-Geschäftsführer. Hess ist Mitglied des Initiativkomitees «Für freie Meinungsäusserung – weg mit dem Maulkorb!»,



das die Abschaffung der Strafnorm gegen die Rassendiskriminierung fordert. Er wohnt in Bern-Bümpliz. (col)